

Till Jansen

Zweiwertigkeit und Mehrwertigkeit

Einige Vorschläge zu einer Soziologie der Polykontextualität¹

Zusammenfassung: Luhmann entwirft in »Soziale Systeme« eine Theorie sich wechselseitig beobachtender sozialer Systeme. Dabei greift er jedoch auf Figuren der Subjektphilosophie zurück, die insofern Probleme der Subjekttheorie mittransportieren, als dass auch soziale Systeme letztlich in sich gefangen sind. Lösungsvorschläge wie strukturelle Kopplung oder Interpenetration bleiben hier unzureichend. Der Artikel schlägt vor, das Problem mit Gotthard Günther formallogisch zu interpretieren: In einer zweiwertigen Logik kann es nur eine Instanz der Reflexion und eine Instanz des Reflektierten geben. Einen Ausweg bietet Günther mit einer mehrwertigen Logik an, die eine wechselseitige Reflexion von Reflexionsbeziehungen beschreibbar macht. Indem die Einheit der Unterscheidung (von System und Umwelt) nicht in die Unterscheidung zurück geführt wird (dem System zugerechnet), können weitere Reflexionspositionen angenommen werden. Dies würde die Möglichkeit einer radikal deontologierten Protozoziologie bieten, die auf der einen Seite zwar den sicheren ontologischen Ausgangspunkt eines sozialen Systems oder eines Subjekts verliert, auf der anderen Seite jedoch ein hohes Potential an analytischen Möglichkeiten gewinnt.

Schlagworte: Mehrwertige Logik, Gotthard Günther, Polykontextualität, Niklas Luhmann, Systemtheorie

Two-valued or many-valued? – Some propositions towards a polycontextural sociology

Abstract: Luhmann proposes that social systems observe each other. As he heavily draws on concepts stemming from idealism his theory has similar problems – social systems remain monadic. Luhmanns attempts to solve these problems using ideas like structural coupling or interpenetration stay insufficient. Drawing from Gotthard Günther I propose to interpret the problem anew using formal logics: Within two-valued logics there is only room for one reflexive (subject or system) and one reflected position (object or environment). This makes a relation between more than one reflexive position virtually impossible. Gotthard Günther offers a solution by interpreting the difference between both positions not as a re-entry but as accretive. By not tracing back the unity of the relation back to one side (system or subject) he may observe more reflexive positions. Following this idea it becomes possible to develop a consequently de-ontologized proto-sociology that on the one hand gives up the secure harbour of subject or social system, but on the other hand gains a high potential of analytical possibilities.

Keywords: Many-valued logics, Gotthard Günther, polycontextuality, Niklas Luhmann, systems theory

1 Ich möchte Jonathan Harth, Franca Kneier und Werner Vogd für wertvolle Hinweise zu diesem Artikel danken.

Einleitung

Luhmann legt mit »Soziale Systeme« eine Theorie vor, die den Anspruch hat, mit der »alteuropäischen« Tradition zu brechen und einen radikalisiert deontologisierten Ausgangspunkt einzunehmen. Eine »Epistemologie von »naturalen« Operationen« (Luhmann 1984: 244) wird gegenüber einer subjekttheoretischen Tradition stark gemacht. In einer solchen Systemtheorie kann »Beobachten, Beschreiben, Erkennen keine »metaphysische«, subjektive Sonderstellung in Anspruch« nehmen (Luhmann 1984: 244f.). Ganz entgegengesetzt der kantianischen und cartesianischen Tradition würde in ihr nicht von einem »erkenntnistheoretischen Zweifel« ausgegangen (Luhmann 1984: 30). Die Systemtheorie sucht so explizit maximale Distanz zur »alteuropäischen« Tradition der Subjekttheorie zu gewinnen.

Dennoch übernimmt die Systemtheorie wesentliche Elemente der Subjekttheorie, die eben auch jener Probleme bereiten (Kastl 1998). Denn im Kern ersetzt die Systemtheorie den Subjektbegriff nur »durch den Begriff des selbstreferentiellen Systems« (Luhmann 1984: 51), der dem Subjektbegriff konzeptuell so nah ist, dass er dieselben Probleme hat (Habermas 1988).

»Zum einen konzipiert sie [die Systemtheorie; T. J.] Systeme nach dem Reflexionsmodell der Tradition als operativ geschlossene Einheiten, die je selbst das *subjectum* ihrer Welt sind; zum anderen konzipiert sie Systeme, die in dieser Geschlossenheit gefangen bleiben und deshalb je nur in ein äußerliches Verhältnis, in eine letztlich unüberwindliche Differenz zu anderen Systemen treten.« (Nassehi 2012: 17)²

Die Selbstreferentialität sozialer Systeme erlaubt nur eine Fremdreferenz auf eine selbstreferentiell konstituierte Umwelt – mithin auf sich selbst. Ohne ihre eigenen theoretischen Voraussetzungen zu verletzen, kann ihr damit nicht gelingen, was ihr eigentliches Anliegen ist – nämlich die Relation sozialer Reflexionsinstanzen unter einander zu studieren (Nassehi 2012: 17).

Ich möchte im Folgenden argumentieren, dass dieses Grundproblem formallogisch rekonstruiert und im Rekurs auf die mehrwertige Logik von Gotthard Günther umgangen werden kann. Dies würde den Systembegriff zugunsten eines rein formalen Arguments suspendieren, gleichzeitig jedoch das Anliegen der Systemtheorie bewahren. Resultat wäre eine postklassische Protozoziologie, die wesentlich flexibler und empirienäher wäre als der Vorschlag Luhmanns, indem sie die Deontologisierung in der Theoriebildung weiter vorantreibt.

Der Artikel ist wie folgt aufgebaut: In dem nächsten Abschnitt werde ich das zentrale Problem der Systemtheorie, das aus der Verwendung der Anfangsunterscheidung von System und Umwelt resultiert und dessen Konsequenzen für eine soziologische Systemtheorie diskutieren. Dabei greife ich auf die Wissenschaftslehre Fichtes als Vergleichshorizont zurück, um die strukturelle Homologie zwischen Systemtheorie und einer Theorie des transzendentalen Subjekts aufzuzeigen (1). Die Systemtheorie weist hier diesel-

2 So auch Baecker 2013: 127.

ben Probleme auf wie die Subjekttheorie. Die Einheit der Differenz von Reflexion und Reflektiertem, von System und Umwelt, von Subjekt und Objekt wird stets durch den Rückbezug auf die Reflexion hergestellt. Dies führt in der Systemtheorie dazu, dass Beziehungen zwischen verschiedenen Systemen nicht schlüssig formuliert werden können.

Im nächsten Abschnitt (2) reformuliere ich das zugrunde liegende Problem in Anschluss an Gotthard Günther formallogisch, um daraufhin (3) eine ebenso formallogische Lösung für dieses Problem anzubieten: Das zugrunde liegende Problem beider Theorieformen lässt sich insofern als problematisch betrachten, da die Einheit der Unterscheidung auf einer Seite der Unterscheidung verortet wird oder aber in der Bewegung zwischen beiden: Die Einheit von Reflexion und Reflektiertem ist Reflexion oder re-entry bzw. Dialektik. Diese Gleichsetzung führt zur Konstruktion einer Zweiwertigkeit von System und Umwelt, bzw. Subjekt und Objekt, die, monadisch abgeschlossen, keinen Weg nach draußen erlauben. Ein Weg aus diesen zweiwertigen Subjekten, bzw. Systemen, lässt sich jedoch finden, wenn man mit Günther den Akt Unterscheidung selbst als »ak-kretiv« begreift und nicht vollständig auf einer Seite der Unterscheidung bindet (also die Unterscheidung von Reflexion und Reflektiertem nicht vollständig auf Seiten der Reflexion verortet) (Günther 2000 [1979]: 5): Anstatt sie in die Unterscheidung zurück zu führen, öffnet sie eine neue zweiwertige Unterscheidung, die dann nicht mehr identisch mit der Ausgangsunterscheidung ist. Günther benutzt hier den Begriff der Kontextur, als »a logical domain of a strictly two-valued structure« (Günther 1979c: 291).³

Im letzten Abschnitt möchte ich einige mögliche Konsequenzen des vorgebrachten Vorschlags für die Soziologie thematisieren (4). Zunächst hätte die Grundlegung der Soziologie auf einer Logik, die schon immer außerhalb ihrer selbst ist und schon immer eine Vielzahl von Reflexionsperspektiven abzubilden vermag, eine unbestreitbare Attraktivität. Gleichzeitig kostet dieser Schritt jedoch den festen anschaulichen Grund unter den Füßen, da weder System noch Subjekt oder einer anderen Reflexionsinstanz ein ontologischer Vorrang eingeräumt werden kann. Kontexturen sind dann nur noch Reflexionsinstanzen, die weder Subjekt noch System sein müssen. Eine Protosozilogie, die in diesem Sinne nur noch auf formallogischen Voraussetzungen aufbaut und von einem anschaulichen Unterbau absieht, würde jedoch ein hohes Maß an empirischer und theoretischer Rekombinationsfähigkeit gewinnen.

1 Ausgangspunkt: transzendente Systeme?

Kastl (1998) hat den Theorieentwurf, den Luhmann mit »Soziale Systeme« vorlegt, »fichteanisch« genannt und damit den Kern der Probleme von Luhmanns Theorieanlage wohl sehr präzise beschrieben. Das »Sich-Setzen« des Subjekts bei Fichte, jene »Thathandlung«, in der das Bewusstsein sich in die Welt bringt, erinnert schon in der Theorieästhe-

3 Schon an diesem Zitat wird deutlich, dass nicht Luhmann Günther nicht richtig verstanden hat, wie Bühl (2003: 9) kritisiert, sondern Bühl Günther nicht, wenn er Kontexturen als mehr denn zweiwertig begreift.

tik nicht wenig an den berühmten Satz aus »Soziale Systeme«: »Die folgenden Überlegungen gehen davon aus, dass es Systeme gibt« (Luhmann 1984: 30). Bei Fichte wie bei Luhmann findet sich eine apodiktisch gesetzte Instanz, die unhintergebar die Reflexion in die Welt bringt – Reflexion auf sich und auf anderes: Reflexion, welche die Welt konstituiert (bei Luhmann als Beobachterabhängigkeit jeder Beobachtung).

Fichte beginnt seine Überlegungen mit dem »Sich-Selbst-Setzen« der Reflexion.

»Das Ich *setzt sich selbst*, und es *ist*, vermöge dieses bloßen Setzens durchs sich selbst; und umgekehrt: Das *Ich* ist, und es *setzt* sein Sein, vermöge seines bloßen Seins. Es ist zugleich das Handelnde, und das Produkt der Handlung; das Tätige, und das, was durch die Tätigkeit hervorgebracht wird; Handlung, und Tat sind Eins und ebendasselbe; und daher ist das: Ich bin Ausdruck einer Tathandlung.« (Fichte 1997: 24)

Dieses Ich bildet den Ausgangspunkt und ihm entgegen gesetzt wird ein Nicht-Ich, das als Differenz zum Ich immer mit diesem zusammen gedacht werden muss. Das Bewusstsein richtet sich auf etwas, trennt sich selbst von etwas und ist nur in dieser Trennung. In der Folge wirft Fichte die Frage nach der Einheit der Differenz auf und kommt zu dem Schluss, dass Ich und Nicht-Ich einander entgegen gesetzt sind, dies jedoch nur zu einem bestimmten Teil. Die Einheit wird im transzendentalen Subjekt gesehen. Ich und Nicht-Ich sind dann eine Binnenspaltung eines selbstreferentiell geschlossenen Ichs.⁴

Luhmanns Konstruktion des Verhältnisses von System und Umwelt geht mit dieser Frage strukturell äquivalent um. Das System, als autopoietisches, ist es selbst und Grund seiner selbst. Es setzt sich selbst und ist es Selbst. Gleichzeitig setzt es jedoch ebenfalls das ihm Entgegengesetzte, das Nicht-System, die Umwelt. Diese ist zum einen dem System entgegen gesetzt. Zum anderen jedoch ist sie vom System abhängig, da von ihm geschaffen und insofern – Fichte (1997: 24f.) würde sagen material – identisch. Das System ist damit die Identität der Differenz von System und Umwelt, von Ich und Nicht-Ich. Die Differenz von System und Umwelt findet ihre Einheit im System. Wie im Fall Fichtes handelt es sich bei Luhmanns Theorieanlage also ebenfalls um den Entwurf eines selbstreferentiell geschlossenen Systems, das in sich eine Binnendifferenz von Umwelt und System aufbaut.

Von der grundlegenden Theoriearchitektur her, könnte man sagen, sind die Theorien von Fichte und Luhmann somit formal identisch. Ein A setzt sich selbst und ist damit es selbst als Gesetztes und Bewegung des Setzens. Ihm entgegen gesetzt findet sich ein ~A als Gegenständlich reflektiertes. Diese Differenz ist jedoch nur zum Teil als Differenz zu denken, zum anderen Teil als Einheit: »Nur in *Einem* Teile sind Gleiche entgegen gesetzt, und Entgegengesetzte gleich« (Fichte 1997: 32). Die Einheit wird dann bei Fichte durch das absolute Subjekt geschaffen, das die Differenz reflektiert und so wieder zusammen führt. Bei Luhmann erfüllt das System diese Funktion, insofern es zur Reflexion der eigenen System/Umwelt-Differenz fähig ist. In beiden Fällen wird die Frage, wie ein komplett selbstreferentiell geschlossener Zusammenhang den Kollaps in der Paradoxie vermeidet

4 Die Ähnlichkeit mit Spencer-Browns (1997) Aufforderung, eine Unterscheidung zu treffen, ist hier dann nicht zufällig (vgl. Baecker 2013: 82).

durch den Entwurf einer Binnendifferenzierung gelöst, bei der ein Teil vom konstituierenden System so behandelt wird, als sei er nicht durch das System konstituiert (Nicht-Ich, Umwelt).

Der Unterschied zwischen Fichte und Luhmann liegt vor allem darin, dass Luhmann die Unterscheidung von System und Umwelt als außerhalb seiner selbst setzt. Wo Fichtes Subjekt sich selbst setzt, geht Luhmann davon aus, »dass es Systeme gibt« (Luhmann 1984: 30). Bei Fichte setzt sich also die Reflexion selbst. Bei Luhmann setzt eine Reflexion ein Reflektiertes, das als Reflexion konstruiert wird. Das führt dann zum seltsamen ontologischen Status von Luhmanns Systemen (Christis 2001). Die differenztheoretische Intention mündet hier in der Identitätstheorie. Zwar betont Luhmann immer wieder, dass es sich bei der Differenz zwischen System und Umwelt um keine ontologische handelt, doch ist gerade eben jener Beginn der Überlegung eine ontologische Setzung. Übersetzt man dieses »es gibt« formallogisch, so wäre ein Existenzquantor anzulegen. Systeme sind in diesem Sinne in der Welt vorfindbare Dinge. In der Folge bekommen Systeme zunehmend Eigenschaften von Seiendem, verfügen etwa über Elemente, bestehen aus diesen und reproduzieren sich selbst, indem sie eben diese Elemente herstellen – der Begriff der Autopoiesis hat nur insofern Sinn, als dass etwas produziert werden kann (vgl. auch Baltzer 1999: 82f.). Das intendierte Anliegen einer Differenztheorie stößt damit an der Idee natürlicher Operationen an eine Grenze. »Eine Ontologisierung des Systembegriffs liegt tatsächlich insofern vor, als Luhmann das Sein von etwas je als Operation von real existierenden Systemen denkt und so an die klassische Fragestellung der Ontologie/Metaphysik anschließt« (Nassehi 1992: 53). Gleichzeitig betont Luhmann jedoch, dass seine Theorie eben eine deontologisierte sei. Das verweist dann darauf, dass auch Systeme Konstruktionen von Beobachtern sind, und nur Beobachter Ontologien anfertigen (Nassehi 1992: 60ff.). Die Aussage, »dass es Systeme gibt«, ist dann also nichts weiter als der Hinweis auf die Operation des Beobachters, mithin von Luhmann selbst (bzw. seines Textes). Ist dem aber so, dann ist der Satz: »die folgenden Überlegungen gehen davon aus, dass es Systeme gibt« (Luhmann 1984: 30), nichts anderes als Fichtes Position: Ein System scheidet sich von einer Umwelt, in der es Systeme konstruiert. Nur fängt Luhmann dann auf der Seite des Nicht-Ich an, während Fichte zunächst mit dem Ich beginnt. In Konsequenz sind Systeme dann jedoch quasi-Subjekte, die, wie auch das Subjekt, der Welt zugrunde liegen (vgl. Fuchs 2003).

Diese Anfangsunterscheidung für ein sehr »alteuropäisches« Theoriedesign führt bei Luhmann strukturell zu demselben Problem, das sich in der Subjektphilosophie stellt: »Wenn »Subjekt« heißt: Sich selbst und damit der Welt zugrundeliegend, kann es kein anderes Subjekt geben« (Luhmann 1997b: 158). Anders ausgedrückt, jedes andere Subjekt, das ein Subjekt in der Welt vorfindet, ist kein anderes Subjekt, sondern nur im Konstruktionsbereich des Subjekts verortet. Als Reflektiertes ist es abhängig von der Reflexionsinstanz. Jedes System also, das ein System in seiner Umwelt beobachtet, beobachtet dort kein System, sondern eben nur seine eigene Umwelt, da ein System sich dadurch auszeichnet, das es seine eigene System/Umwelt-Differenz praktiziert.⁵

5 So sagt denn auch Baecker (2013: 126): »Die Theorie des Beobachters ist die Theorie einer radikalen

Die Subjektphilosophie hatte genau dieses Problem mit der Intersubjektivität (am Beispiel von Husserl vgl. etwa Schütz 1957). Luhmann versucht diesem Problem im Fall der Intersubjektivität zu begegnen, indem er zum einen die Systemrelativität aller Beobachtung einräumt sowie zum anderen Kommunikation als eigenes Quasi-Subjekt zwischen zwei psychische Systeme schaltet. Es stimmt zwar, so Luhmann, dass ein (hier) psychisches System ein anderes psychisches System nur in seiner Umwelt beobachten kann und damit die wechselseitige Beobachtung je nach Systemreferenz eine andere sei. »Alles, was man als »inter« bezeichnen könnte, wird über Systemgrenzen hinweg beobachtet und ist daher für jedes System ein anderes »inter«. Es gibt danach keine systemfrei objektivierbare, keine ontologische Welt« (Luhmann 1997c: 178). Eine Beziehung zwischen zwei psychischen Systemen ist als Ganze hier dennoch zu finden, wenn man Kommunikation als eigenes System auffasst, das seine eigene System/Umwelt-Differenz betreibt. Auch wenn das »Inter« zwischen zwei psychischen Systemen dann systemrelativ immer anders beobachtet wird, kann das soziale System dann jedoch als Einheit beschrieben werden, da es sich als autopoietisches System selbst beobachtet. Das »Inter« beobachtet sich selbst. Es ist System, womit davon ausgegangen werden kann, dass es dieses »Inter« als sich selbst konstruierende Einheit gibt.

Gleichwohl, wenn Luhmann auch behauptet, das Problem der Intersubjektivität gelöst zu haben, so ist es letztlich doch nur verschoben worden. Hat die Idee der Intersubjektivität das Problem, dass Intersubjektivität nur heißt, dass zwei Subjekte irgendetwas selbstähnliches in ihrer Umwelt konstruieren (genau besehen sogar nur die Konstruktion zweier sich gegenseitig beobachtender Abhängiger, die in der Umwelt eines Subjekts konstruiert werden), aber kein Bezug zwischen den Subjekten entsteht, so fehlt nun die Einheit der Relation zwischen psychischem System und sozialem System. Beide konstruieren das je andere in der Umwelt. Diese ist aber immer nur systemrelativ zu denken. Wo also früher die Einheit der Beziehung zwischen zwei Subjekten fehlte, so fehlt sie nun zusätzlich noch zwischen psychischen Systemen und sozialen Systemen. Es wurde nur die Anzahl der Monaden erhöht. Darüber hinaus bedarf selbst die Beobachtung, dass sich zwei psychische Systeme beobachten, eines Beobachters, was die wechselseitige Beobachtung der psychischen Systeme zur Konstruktionsleistung eines Dritten macht.

Luhmann versucht dieses Problem in »Soziale Systeme« mit dem Konzept der Interpenetration,⁶ später mit dem Konzept der strukturellen Kopplung zu lösen. Im Wesentlichen läuft dies auf die Annahme hinaus, dass Systeme auf Elemente anderer Sys-

Subjektivierung, die es laufend ermöglicht, Ich zu sagen, ohne dass man wüsste, wer damit gemeint ist. Diese Paradoxie löst sich erst auf, wenn wir es mit konkreten Beobachtungen zu tun haben, die es uns ermöglichen, Zurechnungen auf Beobachter vorzunehmen, mit denen wir uns selbst ins Spiel bringen, denn jede dieser Zurechnungen wird nicht an den adressierten Beobachter, sondern nur an uns selbst hängen bleiben.«

- 6 Der Begriff der Interpenetration, der ursprünglich von Parsons eingeführt wurde, bekommt hier somit bei Luhmann eine neue Bedeutung, da er sich auf eine spezifische theoretische Problemlage bezieht (Autopoiesis), die so bei Parsons nicht vorliegt, dafür aber eine bestimmte Problemlage nicht besteht (AGIL-Schema), die bei Parsons vorliegt (Künzler 1990; vgl. auch Luhmann 1978, 1981).

teme zurückgreifen und »in einzelnen Elementen konvergieren« (Luhmann 1984: 293). Die theoretischen Folgeprobleme sind jedoch schwerwiegend, wenn man annimmt, dass autopoietische Systeme solche sind, die ihre Elemente selbst produzieren. Überschneidung von Elementen sind nicht anzunehmen, wenn man davon ausgeht, »daß kein System Operationen außerhalb der Systemgrenzen, also Operationen in seiner Umwelt vollziehen kann; und das heißt ganz konsequent, daß kein System durch eigene Operationen sich selbst mit der Umwelt verknüpfen kann« (Luhmann 1987: 313) und ein System entweder autopoietisch ist oder nicht (Luhmann 1987: 318). Sobald Systeme ihre Elemente selbst herstellen, kann es per definitionem keine systemübergreifende Elementidentität geben (Jung 2009: 50f.).

Das zugrunde liegende Problem ist, dass eine Theorie, die auf der System/Umwelt-Differenz aufbaut, keine Instanz dafür hat, die Einheit einer Konstruktion zu beschreiben, die zwei Systeme verbindet. Denn eine Systemreferenz ist hier nicht anzugeben. Sobald sie angegeben wird, ist die strukturelle Kopplung für jedes System eine andere und mithin nur noch die Konstruktionsleistung eines Systems. Mit Renn (2006: 99f.) könnte man treffend sagen, strukturelle Kopplungen sind bestenfalls »systemintern eingebildete Kopplungen.« Denn Interpenetration und strukturelle Kopplung als Einheit sind nur von einem Beobachter zu beschreiben, der jedoch dann auch nur noch Aussagen über seine Umwelt macht.

Auch die Idee der strukturellen Kopplung als wechselseitige Beobachtung ist nicht möglich. So ist denn etwa auch ein Konzept wie Person, das psychische und soziale Systeme koppeln soll, unvorstellbar, da es Personen als Einheit nicht geben kann (Luhmann 1997a). Es gäbe dann eine Person für die Psyche und eine Person für die Kommunikation.

Wenn dieses Problem auch zunächst einmal praktisch irrelevant wirkt – immerhin hat die Subjektphilosophie ja mehrere Jahrhunderte recht gut funktioniert, gibt es für die Soziologie doch einige Konsequenzen. Dabei geht es letztlich immer um die Frage nach gesellschaftlicher Integration (Renn 2006: 104ff). Konkret stellt sich beispielsweise die Frage nach der Systemdifferenzierung. Wenn jedes System autopoietisch ist, wie ist es dann möglich, dass ein System sich differenziert? Ist ein Subsystem auch als autopoietisch zu verstehen? Dann wäre es wohl kein Subsystem, da es sich ja vollständig selbstständig reproduziert und das Metasystem hier genauso wenig Steuerungsmöglichkeit hätte wie bei jedem anderen System. Oder ist es kein autopoietisches System? Wäre dem so, dann handelt es sich um kein Subsystem. Diese Frage betrifft die gesamte Steuerungsdebatte der Systemtheorie (vgl. etwa Luhmann 1993; Willke 1994, 1995).

Von vielleicht noch höherer Bedeutung sind die Konsequenzen auf der Ebene der Gesellschaftstheorie, da sie hier, aufgrund der Konzeption von Funktionssystemen als gebunden an Medium und Code, besonders sichtbar werden. Wirtschaft ist dann etwa Kommunikation im Medium Geld, Wissenschaft ist Kommunikation im Medium Wahrheit, Politik ist Kommunikation im Medium Macht. Dies führt für jeden Empiriker beinahe zwangsläufig zu der Anmerkung, dass es doch in der Politik mehr gebe als Macht – nämlich auch Geld, Liebe, öffentliche Aufmerksamkeit etc., in der Wissenschaft nicht nur Wahrheit – sondern eben auch finanzielle Probleme, Fragen der Erziehung und po-

litische Grabenkämpfe – und in der Wirtschaft mehr als nur Geld – von den Machtkämpfen ganz zu schweigen, werden hier auch die Waren bereitgestellt mit denen Knappheit bearbeitet wird (Knorr-Cetina 1992). Bei Luhmann tritt dieses Problem etwa auf, wenn ganze Organisationskomplexe wie etwa die staatliche Verwaltung ins Funktionssystem der Politik gelegt werden (Luhmann 2000a: 228ff).

Letztlich hat man hier zwei Möglichkeiten, die beide mit den Grundannahmen der Theorie kollidieren. Entweder man weist darauf hin, dass nicht alle Kommunikation eines Funktionssystems in einem Medium erfolgen muss und betrachtet etwa Organisationen entsprechend als innerhalb eines Funktionssystems befindlich. Oder man sieht Funktionssysteme auf die Kommunikation innerhalb eines Codes beschränkt (Wirtschaft etwa ausschließlich als Kommunikation im Medium Geld) und konzipiert Organisationen in der Umwelt von Funktionssystemen.

Im ersten Fall kann man dann noch die Folgeentscheidung treffen, ob auch anders codierte Kommunikation in dem Funktionssystem denkbar ist oder nicht. Kann es etwa auch Kommunikation im Medium Geld innerhalb des politischen Systems geben? Verneint man diese Frage wie etwa Kieserling (2005)⁷, führt dies zu der seltsamen Konsequenz, dass zwar eine politische Partei innerhalb eines Funktionssystems verortet wird, nur ihre gesamte Buchhaltung nicht. Ebenso wenig ihr Kontakt mit den Massenmedien. PR-Arbeit wäre dann also nicht mehr in der Politik möglich. Auch think tanks wären – zumindest ihre inhaltliche Arbeit – ebenso wenig wie radikal christliche oder islamische Politik denkbar. Darüber hinaus entsteht eine Vielzahl von Schnittstellen zwischen den Funktionssystemen. Sie sind dann als partiell identisch zu betrachten. Der Kaffeeklatsch in der öffentlichen Verwaltung wäre dann sowohl dem politischen wie auch dem rechtlichen Funktionssystem zuzurechnen (Bora 2001), während der Rest der Kommunikation innerhalb der Verwaltung auf die Funktionssysteme aufgeteilt werden müsste. Die andere Alternative würde die gesamte Organisation zum Schnittfeld machen. Politik und Wirtschaft wären dann in der Verwaltung identisch, Wirtschaft und Politik in der öffentlichen Wirtschaft (Edeling 2002). Das würde in radikaler Form die Frage nach Autopoiesis und (Selbst-)steuerung aufwerfen.

In der zweiten Alternative wären eben jene Schnittfelder nicht als Schnittfelder von Funktionssystemen zu betrachten, sondern als getrennte Systeme. Krankenhäuser würden dann Wirtschaft und Krankenbehandlung – und vermutlich auch noch Wissenschaft und Verwaltung (Knudsen 2007) nur noch koppeln, wären aber als eigene Systeme in der Umwelt der Funktionssysteme zu betrachten (Lieckweg 2001; Nassehi 2002; Kneer 2001). Allerdings würde auch diese Entscheidung einige Probleme zeitigen. Zunächst würde fast sämtliche Reflexivität aus den Funktionssystemen in die Organisation verlagert werden. »Die bloße *Rekursivität* der Funktionssysteme versorgt sich durch die *Reflexivität* von Organisationssystemen mit Strukturvorgaben« (Nassehi 2002: 461). Funktionssysteme wären dann nichts weiter als eine Sukzession mehr oder weniger stupider Operationen und die interessanten Punkte, nämlich eben jene »Strukturvorgaben«, wären in den Bereich der

7 »Notwendig für die Inklusion einer Kommunikation ist also nicht, daß sie den Codes ihres Systems verwendet, wohl aber, daß sie keine andere Codierung verwendet« (Kieserling 2005: 435).

strukturellen Kopplung verschoben – eben jenen Bereich, den es in der Theorie nicht geben darf. Konsequenter Weise müsste man dies dann auch noch weiterführen und auf die Organisation selbst anwenden. Interaktionen dürften nicht als innerhalb einer Organisation befindlich betrachtet werden (Kieserling 1999) – physisches Verhalten erst recht nicht – sondern müssten als separate Interaktionssysteme angesehen werden, welche die Entscheidungsautopoiesis mit »Strukturvorgaben« versorgen. Auch hier stellt sich dann wieder die Frage, was denn der Autopoiesis des Systems unterworfen ist. Luhmanns Werk bleibt in dieser Hinsicht unklar, wenn etwa auch Nicht-Entscheidungskommunikation, sogar körperliches Verhalten der Organisation zugerechnet wird (Luhmann 2000b: 63f.). Verwendet man die Konzepte von Autopoiesis und operativer Schließung jedoch konsequent, dann wäre letztlich die gesamte Struktur des Systems aus dem System in den Bereich der strukturellen Kopplung verschoben (Kastl 1998).

2 Problem: zweiwertige Logiken

Ich möchte im vorliegenden Artikel im Anschluss an Gotthard Günther (1976a, 1979a, 1980) die These aufstellen, dass dieses Problem im Theoriedesign nur umgangen werden kann, wenn man einen Schritt zurücktritt und sich den logischen Voraussetzungen sowohl des deutschen Idealismus wie auch der Systemtheorie nähert. Möchte man das von Luhmann erreichte Abstraktions- und Reflexionsniveau nicht aufgeben, so der Vorschlag, muss man es noch weiter treiben, um das Anliegen der Systemtheorie einzuholen. Dazu möchte ich das Problem, das bisher anschaulich diskutiert wurde, zunächst formallogisch interpretieren. Fichte (1997) bietet hier mit seiner klaren Unterscheidung von A und $\sim A$ einen guten Ausgangspunkt, da Luhmanns Theoriedesign in der logischen Grundverfassung praktisch identisch ist. Beide beginnen mit einer guten Portion Dezisionismus, der Setzung eines A. Zentral ist, dass sich sowohl Systeme wie auch Fichtes Subjekt selbst setzen und damit sowohl Setzendes als auch Gesetztes sind. Es gibt, um mit Günther zu sprechen, ein Reflexionsgefälle zwischen A und $\sim A$. Indem A $\sim A$ konstituiert, schafft es gleichzeitig dessen Form. Eine Umwelt wird durch das System konstituiert.

Das eigentlich Interessante ist die Frage nach der Einheit der Unterscheidung. Die »alteuropäische« Antwort auf diese Frage liegt wieder auf der Seite von A: Die Einheit von Reflexion und Reflektiertem ist das Reflektierende. Oder: Das System ist die Einheit von System und Umwelt. Während diese Interpretation unmittelbar evident erscheint, erweist sie sich interessanter Weise als formallogisch unzureichend, da die Einheit von A und $\sim A$ ausschließlich in den identischen Anteilen beider Seiten gefunden werden. Unterschlagen wird dabei jedoch das, was Günther »Reflexionsüberschuss« nennt (Günther 1978: 239). Formal lässt sich dieser in dem Negator finden (Günther 1963: 36, 1976c: 25, 1978: 17). Der Negator konstituiert den Unterschied zwischen A und $\sim A$, indem er A von sich selbst scheidet. Der Negator ist bei Fichte die Reflexionsbewegung, die Reflektierendes und Reflektiertes in einen Zusammenhang stellt, logisch jedoch nicht mehr abbildbar ist. Bei Luhmann ist das Dritte das System, das eine Differenz von System und Umwelt praktiziert. Später wird sie durch den re-entry formalisiert (etwa Luhmann 1990: 82ff.).

Die Formalisierungen von Fichte wie auch die formtheoretische Formalisierung führen dabei auf je ihre Art zu den Problemen dieser Interpretation. Formallogisch trennt Fichte sein Subjekt (A) von der Selbstreflexion (\sim), welche die Einheit von Reflektiertem und Reflektierendem betrachtet. Das führt zu Problemen, da der Operator \sim mit dem Operand A identifiziert wird. Das Subjekt als Reflektierendes wie auch das Subjekt als Selbstreflexion wären dann identisch. Formal wird also ein Operand mit einem Operator gleichgesetzt. A, gesetzt als Subjekt/System, wäre dann plötzlich auch $\sim A$, als sich selbst reflektierendes Subjekt. Bei Luhmann wird dies noch deutlicher: A als System in Differenz zur Umwelt ist identisch mit dem Negator, der die Einheit von System und Umwelt bildet.

Das Formkalkül Spencer-Browns (1997) hat dieses Problem auch, da es sich mit einer Form begnügt, die gleichzeitig Operand und Operator ist. Das Reflexionsgefälle, dass im vorherigen Fall von A zu $\sim A$ verläuft, $\sim A$ also als abhängig konstituiert, findet sich hier zwischen markiertem Innenraum der Form und unmarkiertem Außenraum. Der Hinweis auf die Einheit der Unterscheidung, der im klassischen Kalkül im Negator verborgen bleibt, findet sich hier in der Figur des re-entry (Spencer-Brown 1997: 56). Dieses führt zu einem kontrollierten Wechsel zwischen Innen- und Außenraum der Unterscheidung in der Oszillator-Funktion. Damit ist dann aber hier nichts anderes geschehen als der Hinweis auf den Negator, der in der klassischen Logik durch nichts als sich selbst abgebildet wird. Die Grenze des Kalküls führt in das Kalkül etwas ein, was das Kalkül selbst transzendiert: Zeit als »traditionell bewährte Technik« zum Umgang mit Paradoxien (Baecker 2013: 62).

In der Folge wundert es dann auch nicht, dass Spencer-Brown den re-entry, den er innerhalb des Kalküls hergeleitet hat, nicht mehr mit den Mitteln des Kalküls abbilden kann. Er führt ein neues Zeichen ein, das über die ursprüngliche Form hinausgeht und den re-entry darstellt und im Kalkül (ebenso wie der Negator) nur sich selbst abbildet. Mit mathematischer Präzision weist Spencer-Brown hier die Unvollständigkeit seines eigenen Kalküls nach (da für Zeit ein neuer Wert eingeführt werden muss, der nicht hergeleitet wurde), das schließlich in einer Formalisierung von Zeitverläufen gipfelt, in der die ursprünglichen Unterscheidungen nur noch eine untergeordnete Rolle spielen. Genau genommen wählt Spencer-Brown damit den Weg Hegels und löst die Differenz in der Bewegung der Dialektik auf (Baecker 2013: 156). Letztlich ist damit aber nur gesagt, dass etwas entsteht, das in der eigenen Logik nicht mehr abbildbar ist. Die Oszillation zwischen zwei Werten ist nur Ausdruck der Unmöglichkeit der Bezeichnung eines dritten.

Das theoretische Problem der Monadologie sowohl von Subjektphilosophie wie auch von Systemtheorie besteht also formallogisch darin, dass der Reflexionsüberschuss des jeweiligen Kalküls innerhalb des Kalküls attribuiert wird. Es tritt ein Wert auf, der im Kalkül nicht gefasst werden kann. Dieser Wert wird jedoch wieder in das Kalkül gezwängt und führt in beiden Fällen zur Identifikation des Reflexionsüberschusses mit dem Reflektierenden, bzw. der Oszillation zwischen beiden Polen, die dann die Einheit der Selbstreflexion herstellt. In einer realistischen Epistemologie wäre es hingegen wohl eine Identifikation des Reflexionsüberschusses mit dem Reflektierten. Die Einheit von Reflexion und Reflektiertem würde dann nicht in der (Selbst-)Reflexion gesucht werden,

sondern im Sein(!) von Reflektiertem und Reflektierendem (vgl. Günther 1963: 38ff.). Es wäre der Hinweis, dass beiden Seiten das tatsächliche und reale Sein gemeinsam ist, nicht aber die Reflexion.

Das erste Problem ist damit die Inkommensurabilität der logischen Grundannahmen auf denen beide Theorien aufbauen. Selbst und Selbstreflexion werden als Ausgangspunkt und Einheit konstituierend gesetzt, sind als solche jedoch nicht formulierbar. Darüber hinaus tritt ein weiteres Problem auf. Es geht um die Möglichkeit von B – die Frage nach der Möglichkeit eines anderen Subjekts. Die Unterscheidung von A und $\sim A$ und die Rückführung des Negators auf A produziert nicht nur logische Widersprüche. Darüber hinaus schließt sie ein zweites Subjekt als Reflexionsinstanz aus, wie bereits im vorherigen Kapitel diskutiert. Formal stellt sich das Problem folgendermaßen dar: Ein zweites Subjekt muss als B angenommen werden, das von einem $\sim B$ unterschieden ist. Stellt sich jedoch die Frage nach dem Verhältnis von A und B (mithin nach Intersubjektivität oder struktureller Kopplung/Interpenetration), so bleiben drei verschiedene Möglichkeiten. Zunächst besteht die Möglichkeit, A mit B gleich zu setzen. Dann sind jedoch beide Subjekte identisch. Alternativ kann B als $\sim A$ aufgefasst werden. Dann jedoch ist B ein Derivat von A, ein von A abhängiges Konstrukt. Als letzte Möglichkeit kann die Unterscheidung von B und $\sim B$ als vollständig verschieden angenommen werden, also keine Relation zwischen beiden hergestellt werden. Dann besteht jedoch nicht nur eben keine Beziehung zwischen beiden, sondern zudem Identität, da beide jeweils eine völlig eigene Welt bilden, die jedoch nicht von einander unterschieden werden können, da sie strukturell identisch sind. Mehrere Subjekte sind dann immer nur ein Subjekt. Nichts anderes meint Luhmann, wenn er sagt, dass »Subjekt« heißt: sich selbst und damit der Welt zugrunde liegend« und dass es entsprechend »kein anderes Subjekt geben« kann (Luhmann 1997b: 158).

Die Formtheorie geht in dieser Bewegung dann noch ein Stück weiter, indem sie von sozialen Systemen abstrahiert und sich nur noch auf Beobachtungen und Beobachter bezieht, die nirgendwo mehr in der Welt verortet werden. Anders als soziale Systeme, die wenigstens noch Kommunikationen als Elemente vorweisen, bleibt in der Formtheorie nur noch die abstrakte Differenz, die durch die Aufforderung, eine Unterscheidung zu treffen, entsteht (Spencer-Brown 1997: 3). A wird von $\sim A$ unterschieden und der re-entry führt die Differenz wieder in sich selbst zurück (vgl. hierzu auch ausführlich Baecker 2013). Wo bei Luhmann dies wohl eher im Sinne von Fichte geschieht und ein soziales System relativ fest die Einheit der Differenz stiftet, ist der re-entry eher nahe an Hegels Absoluten konstruiert, der »lebendigen Einheit« (Hegel 1999b: 27) von Denken und Gedachtem in der Bewegung: »Es ist das Werden seiner selbst, der Kreis, der sein Ende als seinen Zweck voraussetzt und zum Anfange hat, und nur durch die Ausführung sein Ende wirklich ist« (Hegel 1999a: XXI). Die Formen, die damit konstruiert werden, sind dann in sich geschlossene Monaden, die nicht in Kontakt treten können. Strukturelle Kopplung ist dann hier unter keinen Umständen mehr denkbar, weil die Anschauung, das ontologische Korrelat fehlt (die Vorstellung von Elementen, die sich überschneiden können). Vielmehr bleiben die Formen dann mehr oder weniger auf »merkwürdige Weise *ornamental*« (Zill 2005) nebeneinander stehen. Es scheint das Absolute der Kom-

munikation, der Organisation oder der Kultur entdeckt – manchmal auch gleich mehrere Absolute pro Begriff, ohne dass ein Kontakt zwischen diesen überhaupt nur denkbar wäre (Baecker 2005).

Die Grundanlage einer zweiwertigen Logik, die ihre Einheit wieder in sich selbst einführt, ist freilich ein Problem, dem Luhmann immer wieder zu begegnen versucht hat. Die immer wiederkehrende Betonung von Beobachtungen zweiter Ordnung wie auch die Übernahme der Idee einer polykontexturalen Gesellschaft von Gotthard Günther trägt in empirischer Hinsicht diesem Problem Rechnung. Insofern ist die Systemtheorie Luhmanns als Gesellschaftstheorie sicher keine rein zweiwertige (Bühl 2003), da sie immer wieder die Verschachtelung multipler Logiken betont. Dennoch bleibt es ein Problem in der logischen Grundstruktur der Systemtheorie. Und die Konsequenzen bleiben damit nicht nur rein protozoologischer Natur, sondern führen eben auch zu harten Konsequenzen in der Gesellschaftstheorie, da Luhmann letztlich immer wieder bei der Schließung der Systeme landet und nicht bei ihrer Verbindung.

3 Mehrwertigkeit

Die oben genannten Probleme bewegen sich damit innerhalb der Zweiwertigkeit von Sein und »Negativität« (Hegel 1999a: XXV) als Reflexion. Anschaulich betrachtet handelt es sich um ein ständiges Verschieben von Reflexivität und Reflektiertem, von Gesetztem und Negiertem. Dies wird nicht zuletzt in der eben angesprochenen Frage deutlich, ob es sich bei Systemen nun eben um Seiendes oder um Setzendes, um in der Welt Seiendes (also in Pluralitäten vorfindbares) oder um eine singuläre Welt (als Einheit von System und Umwelt) handelt. Auf anschaulicher Ebene ist diesem Problem so schwer auszuweichen, weil es sich damit vermutlich um die Differenz handelt, in der wir denken, in der Polarität von Sein und Nichts (Günther 1979b: 198; Hegel 1999b). Damit ist selbst jede Differenztheorie immer damit konfrontiert, mit Identitäten zu arbeiten, da Identitäten als Korrelat von Differenzen das sind, worüber wir reden. Genau dieses Problem führt denn auch bei Luhmann dazu, dass immer mehr identitätstheoretische Konzepte Eingang in die Differenztheorie finden.

Anschaulich ist dieses Problem daher nicht zu lösen – was wohl auch den Anstoß zur Entwicklung der Formtheorie gegeben hat. Mit Günther (1976b) jedoch ließe sich eine formallogische Lösung anbieten, welche die Anschaulichkeit suspendiert. Dies würde die Möglichkeit der Umsetzung Luhmanns differenztheoretischer Intention bieten, ohne dass man sich dabei die identitätstheoretischen Folgeprobleme einhandeln würde. Dazu müsste zunächst der Doppelcharakter des Negators anerkannt werden, ohne den Negator innerhalb des Unterschieds von A und $\sim A$ subsummieren zu wollen. In Anlehnung an die Quantenphysik ließe sich von einer Operand/Operator-Dualität sprechen: Je nachdem, welche Perspektive gerade angelegt wird, verhält sich der Negator als Operand oder als Operator. Verhält sich der Negator als Operator, so schließt er die Unterscheidung auf und wird selbst unsichtbar. Verhält er sich hingegen als Operand, schließt er die Unterscheidung ab und bezeichnet sie als Einheit. In dieser Situation wird er selbst als Konsti-

tuent der Einheit der Unterscheidung sichtbar. In diesem Sinne betrachtet man den Negator auch als »akkretive« Operation (Günther 2000 [1979]: 5). Der Negator als Operator überführt die Unterscheidung von A und $\sim A$ in einen neuen Unterschied. Dieser Schritt ist insofern konsequent, als dass er vermeidet, den Negator entweder mit A oder aber mit $\sim A$ zu identifizieren. Das Problem der Inkommensurabilität des Kalküls wäre damit gelöst. Ebenso wäre ein Schritt nach draußen getan, denn akzeptiert man diesen Schritt, geschieht Folgendes: Die Einheit der Zweiwertigkeit von A und $\sim A$, konstituiert durch den Negator, wird ein Wert in einer neuen Zweiwertigkeit. Die Einheit von Reflektiertem und Reflexion wird also als Einheit von A und $\sim A$ bezeichnet als B , das wiederum von einem $\sim B$ unterschieden wird. Die Lösung bei der Frage nach der Konstitution einer anderen Reflexionsinstanz wird so also in der Identifikation von B mit dem Negator gesucht.

Beim frühen Günther (1978, 1963) ist der Hinweis auf den Negator zunächst der Hinweis auf das »Du« – obwohl auch hier schon eingeräumt wird, dass, sobald man sich auf diese Art der Argumentation einlässt, ein »Du« als dritter Wert keinesfalls ausreicht (Günther 1963: 79f.). Denn rein formal kann es sich bei der Einheit von Reflektiertem und Reflexion sowohl um Selbst- wie auch um Fremdrelexion handeln. Die Feststellung, da ist etwas, das von etwas reflektiert wird, kann ebenso gut von einem »Du« wie von einem »Ich« gedacht werden. Wenn man so möchte, ist es eine logische Formalisierung von Heideggers (1993) Feststellung, dass das Dasein schon immer ekstatisch sei, weil es über sich hinaus ragt – nur ist Günthers Vorschlag weit allgemeiner, da sie in der Konsequenz nur noch abstrakte Reflexionsbeziehungen meint.

Genau genommen ist die Konstitution eines B im Unterschied zu einem A jedoch kein »Du« im Unterschied zu einem »Ich« mehr – zumindest nicht mehr im Sinne der Subjektphilosophie. Die Unterscheidung von A und $\sim A$ als Subjekt bzw. System hat ihren ontologischen Vorrang aus der Figur der kritischen Reflexion (Descartes/Kant) oder der Idee einer Systemtheorie als Universaltheorie gewonnen. Nur aufgrund dieser jeweiligen Argumentationen – oder Setzungen – ist ihnen ein ontologischer Vorrangstatus als einzige Reflexionsinstanzen zugekommen. Die Schließung des Subjekts hat ein tertium non datur konstituiert, das keine weiteren Werte zugelassen hat und so Grundlage der Welt wurde. Mit der bisherigen Argumentation ist dem Subjekt jedoch eben dieser Status genommen. Daher kann es als Reflexionsinstanz keinen ontologischen Vorrangstatus mehr bekommen. Dasselbe gilt für die Systemtheorie, wenn man akzeptiert, dass sie dieselben Probleme hat. Sie funktioniert nur, weil es auch hier nur ein System geben kann, das der Welt zugrunde liegt. Die Interpretation neuer logischer Räume als »Du«, wie dies häufig angenommen wird (etwa bei Ort 2007, 2012), greift somit zu kurz.

Nimmt man den Gedanken Günthers, dass die Negation über die Zweiwertigkeit hinaus reicht, jedoch ernst, führt dies zu einer konsequenten Verabschiedung von einer unterliegenden Anschaulichkeit. Es gibt keinen Grund, die Operand/Operator-Dualität des Negators auf die Interpretation von »Ich« und »Du« zu beschränken, also auf Subjekte, die einander beobachten. Dies setzt eine Bindung an eben genau jene Zweiwertigkeit von Reflexion und Reflektiertem voraus, die in der ersten Zweiwertigkeit angelegt ist. Genau besehen handelt es sich nur um eine Verdopplung der Unterscheidung von Sein und Reflektierendem. Eröffnet man jedoch tatsächlich einen neuen logischen Raum, so verliert

man die unterliegende Anschaulichkeit von Ich, Du und Es, da eine neue Zweiwertigkeit nicht mehr die Zweiwertigkeit von Sein und Reflexion, von res und intellectus, von System und Umwelt ist. Es entsteht ein logischer Raum, der sich der Anschauung entzieht und über dessen Inhalte nicht mehr gesagt werden kann, sie seien oder sie seien nicht (etwa bei Günther 1979c, 2000 [1979]). Daher ist die hier vorgeschlagene Lösung des Problems tatsächlich in aller Konsequenz formallogisch. Sie kann nicht wieder auf Anschaulichkeit zurückgeführt werden.

Günther verwendet in seinen späteren Werken den Begriff der Kontextur (Günther 1979b, 1979c), um diesen Sachverhalt zu beschreiben. Eine Kontextur ist eine Zweiwertigkeit, die durch einen Negator geöffnet und geschlossen wird. Und das kann zunächst einmal alles sein. Es kann sich um ein Ich oder ein Du im Sinne von denkenden, adressierbaren Systemen oder Subjekten handeln. Eine Kontextur kann jedoch ebenso ein Staat, eine Organisation, eine Religion sein, die als Reflexionsinstanz auftritt. Ebenso ließen sich auch Semantiken in dieser Form beschreiben, Prozessabläufe oder aber Diskurse. Der Hinweis darauf, dass eine bestimmte Handlung illegal ist, dass sie unmoralisch ist, dass sie gewinnbringend oder moralisch ist, öffnet eine neue Kontextur, da eine neue Zweiwertigkeit angelegt wird (Günther 1979c). Hier muss dann auch Maschinen oder Gegenständen der Status einer solchen Kontextur eingeräumt werden, wenn sie empirisch als eine solche auftreten. Die Möglichkeiten, die Maschinen in Differenz zu einem Akteur bieten können, müssen als Kontextur gefasst werden (etwa Latour 2010). Die Unterscheidung von angemessenem und nicht angemessenem Verhalten kann ebenso auftreten wie Nicht-Spieler-Charaktere in Computerspielen. Organisationen und Staaten können wie Tiere als Kontexturen erscheinen. Physischer Raum im Sinne von Anwesenheit und Abwesenheit kann relevant werden, gleichermaßen die Identifikation der Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse. Nur kann keiner dieser Unterscheidungen ein ontologischer Primat oder überhaupt irgendein ontologischer Status eingeräumt werden (da eine Kontextur nicht »ist«, ist die Rede von ihr dann keine Rede (logos) vom Sein (on)). Die Unterscheidung von Bourgeoisie und Proletariat wäre damit gleichrangig mit der Unterscheidung von warm und kalt.

4 Mehrwertige Soziologie?

Der Vorschlag Günthers hat also unbestreitbar die Attraktivität, den Weg aus der Geschlossenheit von Subjekt und System zu bieten. Nimmt man diesen Vorschlag ernst, landet man dann jedoch in einer gewissen Bodenlosigkeit. Die Unterscheidung zwischen bewachsen und nicht bewachsen kann dann unter Umständen von höherer Relevanz sein als die Unterscheidung von Ich und Du – nämlich wenn über die richtige Art, ein Grasdach zu decken, diskutiert wird. Das Subjekt kann dann unter Umständen völlig verschwinden und nur dann auftauchen, wenn es darum geht, Abweichung kenntlich zu machen und auszuschalten. Soziale Ordnung würde in dieser Hinsicht nicht auf Subjektivität aufbauen, sondern die Konstruktion von Subjektivität nutzen, um soziale Ordnung aufrecht zu erhalten, indem alle Subjekte (als Welthorizonte) aus-

geschlossen werden. Einem Ich kann dann ein Prozess als Du gegenüber stehen und einer Akte kann derselbe ontologische Status (oder ein höherer) wie einem Subjekt eingeräumt werden.

Ähnlich der Bewegung der Quantenphysik, die damit ihren Anfang nahm, dass für ein Problem eine rein mathematische Lösung gefunden wurde, der keine Anschauung unterlag (Vogd 2014: 49ff.), könnte man hier davon reden, dass die Anschauung zugunsten des Formalismus suspendiert wird. Wo man sich ein Subjekt noch recht gut vorstellen kann und auch ein System als Ablauf kommunikativer Akte analog zum Denkprozess metaphorisch gut vorstellbar ist, ist eine Kontextur nicht anschaulich vorstellbar. Von ihr kann nicht entsprechend gesagt werden, sie sei. Es gibt sie nicht, da die Kategorie des Seins oder Nicht-Seins auch nur wieder als eine Kontextur zu betrachten ist. Selbst wenn von einem Subjekt als Einheit der Differenz von Reflexion und Reflektiertem die Rede ist oder von einem System als Einheit der Differenz von System und Umwelt, ist die Aussage nur noch eine logische Aussage, die ontologisch so zu verstehen ist wie etwa eine Aussage über Wahrscheinlichkeiten.⁸ Wenn etwas wahrscheinlich oder unwahrscheinlich mit einem bestimmten Wert ist, dann ist es weder, noch ist es nicht. Ebenso verhält es sich mit Kontexturen – selbst mit jenen, die man sich noch anschaulich vorstellen kann, wie beispielsweise *Ich* und *Du*. Hier kann man zwar schlüssig in den symbolischen Interaktionismus einrasten (Blumer 1969). Doch bleibt dies letztlich nur ein temporäres Phänomen, das man nicht als gegeben voraussetzen, sondern wieder suspendieren können muss. Es muss von *Ich* und *Du* gesagt werden, dass sie weder sind, noch dass sie nicht sind. Und das ist wohl das Problem des Vorschlags von Günther: Wir würden eine mehrwertige Logik annehmen, die sich der Anschauung entzieht. Der Zusammenhang kann dann nur noch als irgendwie empirisch feststellbar immer neu beobachtet werden, ohne dass es für diesen Zusammenhang jedoch eine zugrunde liegende Anschauung geben würde. Selbst in Fällen, in denen eine Anschauung vorliegt, kann diese weder als Realität (als Zurechnung des Reflexionsüberschusses auf das Reflektierte) noch als Konstruktion (als Zurechnung des Reflexionsüberschusses auf das Reflektierende) betrachtet werden. Schlüssigkeit würde sich dann nur noch über eine deontologisierte Hermeneutik und/oder über einen logischen Formalismus ergeben.

Dieser Verlust der Anschauung ist zwar ein Problem. Allerdings nur in der Hinsicht, als dass die Handhabung schwieriger wird, gleichzeitig mit der Abstraktion jedoch auch das Auflösungsvermögen steigt. Das beste Beispiel dafür ist eben jene Quantenphysik, die genau diese Bewegung erfolgreich gemacht hat. Mit der Heisenberg'schen Unbestimmtheitsrelation wurde der Zusammenhang zwischen Berechnung, Anschauung und Experiment in der Physik aufgegeben. Entweder man ist in der Lage, ein Experiment zu berechnen und hat dann keine anschauliche Vorstellung mehr von dem, was da passiert – das beste Beispiel ist Schrödingers tote und lebendige Katze. Oder man treibt eine bestimmte Vorstellung voran, probiert diese empirisch aus und gerät so zu neuen Erkenntnissen, die aber nicht mehr voll berechenbar sind (Vogd 2014: 145ff.).

8 Was freilich aufgrund unserer Sprache nicht davon entbindet, von ihr wie von einem Objekt zu schreiben. Mit Fuchs (2001) könnte man dann folgende Notation verwenden: ~~Kontextur-~~

Dennoch stellt sich die Frage, wie brauchbar eine solche Soziologie sei. Schon die Systemtheorie hat Probleme damit, eine eigene empirische Forschung zu ermöglichen. Vielmehr legt sie näher, die eigenen Unterscheidungen immer wieder deduktiv auf neue Gegenstände zu wenden. Die Zahl der empirischen Studien scheint hier überschaubar (etwa Vogd 2004b, 2005a; Nassehi 1995; von Groddeck 2010) und ein empirischer Zugang wird fast ausnahmslos über andere Theorien als Brücke gesucht (etwa Schneider 1992, 1995; Nassehi 1997a, 1997b; Vogd 2005b, 2007, 2011). Theoretische Weiterentwicklungen, die noch stärker in Richtung Deontologisierung gehen und in einem Grad formallogisch geführt werden, wie dies hier der Fall ist, wecken nicht gerade den Eindruck, dass sie der Empirie näher sind als der sowieso schon abstrakte Theorieapparat der Systemtheorie.

Demgegenüber möchte ich an dieser Stelle das Argument stark machen, dass eine Soziologie, die sich an Günthers Begrifflichkeit der Kontexturen orientiert und so versucht, das systemtheoretisch Vorhaben umzusetzen, indem sie konsequent auf die Analyse von Reflexionsbeziehungen setzt, wesentlich empirienäher ist, als es die Systemtheorie (oder die Formtheorie) je sein kann. Hierfür möchte ich zwei Gründe anführen.

Der erste Grund ist die Umstellung auf Offenheit gegenüber Geschlossenheit. Während die Systemtheorie (oder auch die Subjekttheorie) den Weg aus einem System hinaus immer erst mühsam mithilfe von theoretisch instabilen Konstrukten wie struktureller Kopplung schaffen muss, ist er in den Grundfiguren von Günther von vorn herein angelegt. Eine Kontextur weist immer schon über sich hinaus. Damit ist nicht die Geschlossenheit Gegenstand, sondern die Relationierung von Reflexionsbeziehungen.

Der zweite Grund liegt in der radialisierten Deontologisierung des Kontexturbegriffs. Soziale Systeme sind letztlich noch ontologisch gedacht, wenn dies auch stets negiert wird. Es »gibt« sie – freilich nur als Differenz. Dennoch werden sie von Luhmann als Seiende behandelt: Sie verfügen über Elemente, haben ein Gedächtnis etc. Es gibt verschiedene Typen, Interaktionen, Organisationen, Gesellschaften und Funktionssysteme. Diese greifen wiederum auf Medien zurück, die aus Elementen bestehen. Systeme finden einander in einer Umwelt vor. Sie sind gleich russischer Matroschkas ineinander geschachtelt. Kontexturen sind hingegen nur logisch Koordinaten. Zwar lässt es sich nicht verhindern, von ihnen objektivistisch zu reden. Doch werden mit dem Hinweis darauf, dass schon diese Rede unangemessen ist zum einen Frage unterlaufen wie die, welches System denn nun in welches gehöre (s.o.). Viel wichtiger ist jedoch, dass eine solche Reflexionskoordinate praktisch alles sein kann und in der empirischen Arbeit gefüllt werden muss. Der Kontexturbegriff unterbindet damit quasi jede Diskussion über Elemente, Elementidentität, letztlich um Essenz und Wesen eines Systems. Stattdessen verweist er immer wieder auf empirisch beobachtbare Beziehungen. Damit wäre ein Schritt weiter in Richtung der Deontologisierung getan. Die Arbeit mit der hier vorgeschlagenen Unterscheidung wäre damit schon immer eine empirische, weil sie zunächst empirisch rekonstruieren muss, was eigentlich als Reflexionsinstanz in einer bestimmten Situation vorfindbar ist.

Darüber hinaus wäre dann noch anzumerken, dass, wenn man ein solches soziologisches Interesse in der Tradition der Systemtheorie verortet, hier die Theorie natürlich nicht identisch ist mit der Analyseform (Fuchs 2003: 209). Auch wenn man mit dem Hin-

weis auf die theoretischen Probleme der System/Umwelt-Differenz dieselbe als Ausgangspunkt suspendiert, bleibt die funktionale Analyse als *kybernetische Methode* bestehen (Bateson 1967). Es würde weiterhin darum gehen, welche Probleme *wie* bearbeitet werden. Insofern geht es nicht nur um Beschreibung und auch nicht um Formalisierung in einem mehrwertigen Kalkül.⁹ Viel eher geht es darum, das eigentliche Anliegen einer soziologischen Systemtheorie umsetzen zu können, nämlich das Beobachten wechselseitiger Beobachtungen – nur dass dazu eben der Beobachter, bzw. das System als ontologisch sicherer Ausgangspunkt suspendiert werden müsste.

Damit rückt der Blick dann auf all jene Strukturen, die aus den Beziehungen verschiedener Kontexturen resultieren und deren funktionaler Verschränkungen. Günther spricht hier von »*compound contextualities*« oder von »*Verbundkontexturen*« (Günther 1979b: 290f., 1979c: 191f.). Es handelt sich um zweiwertige logische Räume, die auf einander verweisen und in diesem Verweis dadurch Stabilität aufbauen, dass sie den Reflexionsüberschuss der jeweils gekoppelten Kontexturen absorbieren. Das einfachste und anschaulichste Beispiel hierfür wäre wohl eine Situation doppelter Kontingenz, in welcher der Raum der Kommunikation seine Einheit dadurch sichert, dass der Reflexionsüberschuss in zwei beteiligten Personen gebunden wird. Umgekehrt beobachten die Personen als reflexive Adressen einander, aber immer vermittelt über die dritte Kontextur der Kommunikation. Ebenso wären aber naturwissenschaftliche Versuchsanordnungen und Wissenschaftler sowie die Interaktionsbeziehungen zwischen beiden als Verbundkontextur zu betrachten (etwa Latour 1987). Diese könnte dann etwa erweitert werden durch den Hinweis auf wissenschaftliche Diskurse und auf Logiken der Drittmittelakquise. Ebenso ließen sich wirtschaftliche und medizinische Rationalität als Kontexturen betrachten, die in einer Logik der Krankenbehandlung einander gegenüber stehen (Vogd 2004a) oder Arbeitnehmer- und Anteilseignerbank, die einander in einer Logik der Aufsichtsratsarbeit vermittelt werden (Jansen 2012, 2013).

Eine Soziologie der Polykontexturalität würde sich wohl in der Folge dafür entscheiden, wie der Reflexionsüberschuss verschiedener inkommensurabler Kontexturen in einer weiteren Kontextur gebunden wird. Es ginge damit in gewisser Weise um die Analyse von Übersetzungsverhältnissen (Renn 2006: 408ff.). Zentral sind dabei sowohl der Gedanke der Inkommensurabilität wie auch der Gedanke der Vermittlung in einer dritten Kontextur – jeweils im funktionalen Bezug auf die Frage der Einheit der je anderen. Dies kann etwa die Interaktion zwischen Akteur und Maschine sein, die auf die Struktur der Maschine wie auf die Struktur des Akteurs hinweist, die in der Interaktion in ein produktives Verhältnis gestellt werden. Es kann sich um die Vermittlung medizinischer, ökonomischer und organisationaler Kontextur in medizinischer Interaktion handeln. Es kann sich um die Frage handeln, wie verschiedene Personen zu funktionablen Gremien gebunden werden. Dies alles mit dem Hinweis, auf die weiter bestehende Inkommensurabilität,

9 Insofern unterscheidet sich der hier vorgebrachte Vorschlag – trotz vieler Parallelen – auch vom Vorschlag Espositos (2011). Es geht gerade nicht darum, etwas in ein Kalkül zu überführen und so abzubilden, wie dies die Formtheorie macht. Vielmehr muss eine mehrwertige Soziologie in dem hier vorgeschlagenen Sinne hermeneutisch vorgehen (Günther 1978: 112).

die in der Bearbeitung nicht aufgehoben wird, sondern immer nur situativ neu den Reflexionsüberschuss der jeweiligen logischen Räume bindet.

Fazit

Hauptanliegen des Artikels war es, die Idee einer mehrwertigen Logik als protosoziologische Grundlage stark zu machen. Im Anschluss an Günther würde man so einige der fundamentalen Probleme der Systemtheorie ausräumen können – dabei freilich der immer noch relativ hohen Anschaulichkeit der Systemtheorie verlustig gehen. Durch die Interpretation des Negators als akkretive Operation, die immer schon über jede angelegte Differenz hinaus weist, gelänge man auf sehr unsicheren Untergrund, in dem feste Figuren wie Subjekte oder Systeme, aber auch Akteure und vermutlich sogar Organisationen, Staaten, Gesellschaften immer schon dazu verleiten, über sie selbst hinaus zu gehen.

Der letzte Abschnitt sollte vor allem auf die praktische Relevanz in der Empirie und Theoriebildung hinweisen. Es handelt sich bei den vorgestellten Überlegungen keinesfalls um ein Glasperlenspiel mit philosophischen Problemen, die keine soziologische Konsequenz haben. Vielmehr hätte – und das ist vielleicht der zentrale Punkt der bisherigen Argumentation – gerade eine so grundlegende Unterscheidung wesentliche Folgen für die praktische Arbeit. Das Problem der Systemtheorie wäre in diesem Sinne nicht darauf zurückzuführen, dass sie überhaupt mit Hochabstraktionen arbeitet, sondern dass diese Hochabstraktionen solche sind, welche die Arbeit mit der Theorie automatisch nach innen richten. Im Fall der Formtheorie ließe sich sagen, dass deren monadische Anmutung »keine Frage des Abstraktionsgrades« ist (Zill 2005). Wie sich von Descartes über Kant, Fichte, Schelling – zum Teil auch Hegel – und Husserl eine Philosophie entwickelt hat, die immer wieder Probleme hatte aus dem Subjekt hinaus zu kommen, hat die Systemtheorie Probleme damit, aus dem System heraus zu kommen. Die Entscheidung für Geschlossenheit ist insofern das Problem, nicht jedoch die Hochabstraktion. Und dieses Problem kann über die Möglichkeiten einer mehrwertigen Logik bearbeitet werden. Darüber hinaus liegen die Konsequenzen in der Anwendung – sei es nun Empirie oder Theorie – in den enorm hohen dynamischen Möglichkeiten einer mehrwertigen Logik. Eine konsequente Deontologisierung von Reflexionspositionen hält ein Rekombinationspotential theoretischer Formen und empirischer Fragen bereit, das innerhalb einer klassischen Zweiwertigkeit nur schwer zu formulieren ist.

Die Begriffe der Kontextur und der Verbundkontextur sind in diesem Sinne Vorschläge, die in Verbindung mit der kybernetischen Methode soziologische Arbeit anleiten können. Sie bieten eine – aufgrund unseres Denkens wohl unumgängliche (Günther 1979b: 198) – »Minimalontologie« (Fuchs 2003: 208), die empirische und theoretische Arbeit dann möglich macht, dabei jedoch immer sofort zum Kreuzen von der Seite der Gegenständlichkeit zur Seite der Reflexion auffordert. Die Attraktivität der Begriffe liegt somit darin, dass sie immer über sich hinaus weisen. Sie fordern situativ stets neue Bestimmung.

Einige Formen der empirischen Arbeit und der Theoriearbeit weisen hier sicher Parallelen zu bestehenden Vorhaben auf. So liegt die Idee der immer wieder neuen Suche nach Reflexionsinstanzen und ihren Beziehungen sicher nahe am ameisenhaften Vorgehen einer ANT (etwa Latour 1987, 2010). Wie in der ANT ginge es hier um Sozialität nicht als Realität, sondern als Zirkularität (Latour 2006: 565), um die Analyse rekursiver Systeme von Verweisungen, im Prozess der Verweisung sozial stabile Einheiten produzieren. Der Unterschied würde hier wohl vor allem in der radikalen Deontologisierung und der konsequenten Verabschiedung des Akteurs als zentrale Figur liegen. Der Relationierung von seienden Einheiten und die Apologie des Wissens der Akteure um ihr eigenes Handeln wäre die Hermeneutik mehrwertiger Reflexionsverhältnisse (Günther 1978: 112) entgegenzustellen, der Positivsprache des Seienden in einer »Aktant-Rhizom-Ontologie« (Latour 2006: 565, 2010: 24), die Negativsprache der Reflexion (Günther 2000 [1979]; Baecker 2010). Während es der ANT so um eine ethnographische Deskription des common sense der Akteure geht, würde es hier eher darum gehen, die latenten Funktionsbezüge freizulegen, welche die Reflexionsbeziehungen untereinander verbinden – unter Ausklammerung des Akteurbegriffs.

Ebenso weist die mehrwertige Logik Günthers dann Ähnlichkeiten zu einer formtheoretisch informierten Soziologie auf, die ebenso wie die ANT darauf pocht, im »Verhältnis zu Körpern, Gehirnen, Bewußtsein, sozialen Systemen und künstlich intelligenten Maschinen und Algorithmen, deren Eigensinn zu respektieren« (Baecker 2013: 9). Jedoch ginge es hier nicht um die Schließung der Formtheorie (etwa Baecker 2005). Es ginge dann nicht um das Hegel'sche Absolute, das in einer Form ausgedrückt wird, sondern um die Verweise verschiedener Kontexturen untereinander, auf deren funktionale Verschränkung. Die Analyserichtung wäre dann umgekehrt, weg von der monadischen Schließung, hin zu einer dynamischen Relationierung. Die Parallelen würden dann eher im Bereich einer formtheoretisch informierten Kultursoziologie liegen, die letztlich für Günther (2000 [1979]) statt für Spencer-Brown optiert, die Form ausklammert und sich stattdessen der empirischen Öffnung und der Reflexion von Reflexionsverhältnissen zuwendet (Baecker 2013: 263).

Darüber hinaus gibt es sicher einige Anschlussmöglichkeiten zu neueren Entwicklungen in der Netzwerktheorie, die auf die dynamische Relationierung von Identitäten setzt (White 2008). Nicht ohne Zufall ist die Kritik aus dieser Richtung an der Luhmann'schen Systemtheorie ebenso wie hier auf ihre Geschlossenheit gerichtet (White/Fontevilla 2011). Wenn die Theorie hier aber wesentliche Anknüpfungspunkte gibt, geht die Empirie, die letztlich einem ontologisch vorfindbaren Akteur verhaftet ist, eine gänzlich andere Richtung (etwa White 1981). Generell ließe sich jedoch sagen, dass das, was unter dem Titel einer »relationalen Soziologie« behandelt wird, mit Sicherheit viele Anschlussmöglichkeiten bietet (als Überblick vgl. etwa Fuhse/Mützel 2010).

Literatur

- Baecker, Dirk (2005): *Form und Formen der Kommunikation*: Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk (2010): *Negativsprachen aus soziologischer Sicht*. Veranstaltung vom 11.-12. April 2010. Jerusalem: <http://www.dirkbaecker.com/Negativsprachen.pdf>. (zuletzt aufgerufen am 08.6.2013).
- Baecker, Dirk (2013): *Beobachter unter sich. Eine Kulturtheorie*. Berlin: Suhrkamp.
- Baltzer, Ulrich (1999): *Gemeinschaftshandeln. Ontologische Grundlagen einer Ethik sozialen Handelns*. Freiburg/Breisgau: K. Alber.
- Bateson, Gregory (1967): »Cybernetic explanation«. In: *American Behavioral Scientist* 10(8), S. 29–32.
- Blumer, Herbert (1969): *Symbolic interactionism. Perspective and method*. Berkeley: University of California Press.
- Bora, Alfons (2001): »Öffentliche Verwaltung zwischen Recht und Politik. Zur Multireferentialität der Programmierung organisatorischer Kommunikation«. In: Tacke, Veronika (Hg.): *Organisation und gesellschaftliche Differenzierung*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 172–191.
- Bühl, Walter L. (1969): »Das Ende der zweiwertigen Soziologie. Zur logischen Struktur der soziologischen Wandlungstheorien«. In: *Soziale Welt* 20(2), S. 162–180.
- Bühl, Walter L. (2003): »Luhmanns Flucht in die Paradoxie«. In: Merz-Benz, Peter-Ulrich (Hg.): *Die Logik der Systeme. Zur Kritik der systemtheoretischen Soziologie Niklas Luhmanns*. Konstanz: UVK, S. 225–256.
- Christis, Jac (2001): »Luhmann's theory of knowledge: beyond realism and constructivism?«. In: *Soziale Systeme* 7 (2), S. 328–349.
- Edeling, Thomas (2002): »Stadtwerke zwischen Markt und Politik«. In: *Zeitschrift für öffentliche und gemeinwirtschaftliche Unternehmen* 25, S. 127–139.
- Esposito, Elena (2011): »Kann Kontingenz formalisiert werden?«. In: *Soziale Systeme* 17(1), S. 120–137.
- Fichte, Johann G. (1997): *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre. Als Handschrift für seine Zuhörer (1794)*. 4. Aufl. Hamburg: Meiner.
- Fuchs, Peter (2001): *Die Metapher des Systems. Studien zu der allgemein leitenden Frage, wie sich der Tänzer vom Tanz unterscheiden lasse*. Weilerswist: Velbrück.
- Fuchs, Peter (2003): »Die Theorie der Systemtheorie – erkenntnistheoretisch«. In: Jetzkowitz, Jens/Stark, Carsten (Hg.): *Soziologischer Funktionalismus*: Opladen: Leske + Budrich, S. 205–218.
- Fuhse, Jan/Mützel, Sophie (Hg.) (2010): *Relationale Soziologie. Zur kulturellen Wende in der Netzwerkforschung*. Wiesbaden: VS.
- Gödel, Kurt (1931): »Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandter Systeme I«. In: *Monatshefte für Mathematik* 38(1), S. 173–198.
- Groddeck, Victoria von (2010): »The Case of Value Based Communication. Epistemological and Methodological Reflections from a System Theoretical Perspective«. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 11(3), S. Art. 17.
- Günther, Gotthard (1963): *Das Bewußtsein der Maschinen. Eine Metaphysik der Kybernetik*. Baden-Baden. Krefeld: Agis.
- Günther, Gotthard (1976a): *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*. Erster Band. Hamburg: Meiner.
- Günther, Gotthard (1976b): »Cybernetic Ontology and Transjunctional Operations«. In: Ders.: *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*. Erster Band. Hamburg: Meiner, S. 249–328.
- Günther, Gotthard (1976c): »Die philosophische Idee einer nicht-aristotelischen Logik«. In: Ders.: *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*. Erster Band. Hamburg: Meiner, S. 24–30.
- Günther, Gotthard (1978): *Idee und Grundriss einer nicht-Aristotelischen Logik. Die Idee und ihre philosophischen Voraussetzungen*. Hamburg: Meiner.
- Günther, Gotthard (1979a): »Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik«. In: Ders.: *Zweiter Band: Wirklichkeit als Poly-Kontextualität*. Hamburg: Meiner.

- Günther, Gotthard (1979b): »Die Theorie der ›mehrwertigen‹ Logik«. In: Ders.: *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Zweiter Band: Wirklichkeit als Poly-Kontextualität*. Hamburg: Meiner, S. 181-202.
- Günther, Gotthard (1979c): »Life as Poly-Contextuality«. In: Ders.: *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Zweiter Band: Wirklichkeit als Poly-Kontextualität*. Hamburg: Meiner, S. 283-307.
- Günther, Gotthard (1980): *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Dritter Band: Philosophie der Geschichte und der Technik*. Hamburg: Meiner.
- Günther, Gotthard (2000 [1979]): »Identität, Gegenidentität und Negativsprache«. www.vordenker.de/ggphilosophy/gunther_identitaet.pdf (zuletzt aufgerufen am 08.6.2013).
- Habermas, Jürgen (1988): *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hegel, Georg W. F. (1999a): »Phänomenologie des Geistes. System der Wissenschaft«. In: Ders.: *Hauptwerke*. In sechs Bänden. Hamburg: Meiner, Bd. 2.
- Hegel, Georg W. F. (1999b): »Wissenschaft der Logik. Erstes Buch: Die Lehre vom Sein«. In: Ders.: *Hauptwerke*. In sechs Bänden. Hamburg: Meiner, Bd. 3.
- Heidegger, Martin (1993): *Sein und Zeit*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Jansen, Till (2012): »Unternehmensmitbestimmung als Arrangement von Politik und Ökonomie. Eine Fallstudie im mitbestimmten Aufsichtsrat«. In: *Soziale Welt* 62(2), S. 163-181.
- Jansen, Till (2013): *Mitbestimmung in Aufsichtsräten*. Wiesbaden: Springer VS.
- Jung, Arlena (2009): *Identität und Differenz. Sinnprobleme der differenzlogischen Systemtheorie*. Bielefeld: transcript.
- Kastl, Jörg M. (1998): »Die insgeheime Transzendenz der Autopoiesis. Zum Problem der Zeitlichkeit in Luhmanns Systemtheorie«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 27 (6), S. 404-417.
- Kieserling, André (1999): *Kommunikation unter Anwesenden: Studien über Interaktionssysteme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kieserling, André (2005): »Drei Vorbehalte gegen Funktionssysteme«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 34 (6), S. 433-436.
- Kneer, Georg (2001): »Organisation und Gesellschaft. Zum ungeklärten Verhältnis von Organisations- und Funktionssystemen in Luhmanns Theorie sozialer Systeme«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 30 (6), S. 407-428.
- Knorr-Cetina, Karin (1992): »Zur Unterkomplexität der Differenzierungstheorie. Empirische Anfragen an die Systemtheorie«. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 21, S. 406-419.
- Knudsen, Morten (2007): »Structural Couplings Between Organizations and Function Systems: Looking at Standards in Health Care«. In: *Cybernetics & Human Knowing*, 14, S. 111-131.
- Künzler, Jan (1990): »Interpenetration bei Parsons und Luhmann«. In: *System Familie* 3, S. 157-171.
- Latour, Bruno (1987): *Science in Action. How to follow scientists and engineers through society*. Cambridge: Harvard University Press.
- Latour, Bruno (2006): »Über den Rückruf der ANT«. In: Belliger, Andréa/Krieger, David J. (Hg.): *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript, S. 561-572.
- Latour, Bruno (2010): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lieckweg, Tania (2001): »Strukturelle Kopplung von Funktionssystemen über Organisationen«. In: *Soziale Systeme* 7, S. 267-289.
- Luhmann, Niklas (1978): »Interpenetration bei Parsons«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 7(3), S. 299-302.
- Luhmann, Niklas (1981): »Interpenetration. Zum Verhältnis psychischer und sozialer Systeme«. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 151-169.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Luhmann, Niklas (1987): »Autopoiesis als soziologischer Begriff«. In: Haferkamp, Hans (Hg.): *Sinn, Kommunikation und soziale Differenzierung. Beitr. zu Luhmanns Theorie sozialer Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 307-324.
- Luhmann, Niklas (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1993): »Politische Steuerungsfähigkeit eines Gemeinwesens«. In: Göhner, Reinhard (Hg.): *Die Gesellschaft für morgen*. Zürich, München: Piper, S. 50-65.
- Luhmann, Niklas (1997a): »Die Form der Person«. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 142-154.
- Luhmann, Niklas (1997b): »Die Tücke des Subjekts und die Frage nach dem Menschen«. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 155-168.
- Luhmann, Niklas (1997c): »Intersubjektivität oder Kommunikation. Unterschiedliche Ausgangspunkte soziologischer Theoriebildung«. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 170-188.
- Luhmann, Niklas (2000a): *Die Politik der Gesellschaft*, hg. von. André Kieserling: Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2000b): *Organisation und Entscheidung*, hg. von. Dirk Baecker. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nassehi, Armin (1992): »Wie wirklich sind Systeme? Zum ontologischen und epistemologischen Status von Luhmanns Theorie selbstreferenzieller Systeme«. In: Krawietz, Werner/Welker, Michael (Hg.): *Kritik der Theorie sozialer Systeme: Auseinandersetzung mit Luhmanns Hauptwerk*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 43-70.
- Nassehi, Armin (1995): »Die Deportation als biographisches Ereignis. Eine Biographieanalytische Untersuchung«. In: Weber, Georg/Weber-Schlechter, Renate/Nassehi, Armin/Kneer, Georg (Hg.): *Die Deportation von Siebenbürger Sachsen in die Sowjetunion 1945-1949 II. Band: Die Deportation als biographisches Ereignis und literarisches Thema*. Köln; Weimar; Wien: Böhlau, S. 5-412.
- Nassehi, Armin (1997a): »Die Zeit des Textes. Zum Verhältnis von Kommunikation und Text«. In: de Berg, Hank/Prangel, Matthias (Hg.): *Systemtheorie und Hermeneutik*. Marburg: Francke, S. 47-69.
- Nassehi, Armin (1997b): »Kommunikation verstehen - einige Überlegungen zur empirischen Anwendbarkeit einer systemtheoretisch informierten Hermeneutik«. In: Sutter, Tilman (Hg.): *Beobachtung verstehen, Verstehen beobachten*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 134-163.
- Nassehi, Armin (2002): »Die Organisation der Gesellschaft. Skizze einer Organisationssoziologie in gesellschaftstheoretischer Absicht«. In: Allmendinger, Jutta/Hinz, Thomas (Hg.): *Organisationssoziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie: Sonderhefte), S. 443-478.
- Nassehi, Armin (2012): »Luhmann und Husserl«. In: Jahraus, Oliver (Hg.): *Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler, J B, S. 13-18.
- Ort, Nina (2007): *Reflexionslogische Semiotik. Zu einer nicht-klassischen und reflexionslogisch erweiterten Semiotik im Ausgang von Gotthard Günther und Charles S. Peirce*. Weilerswist: Velbrück.
- Ort, Nina (2012): »Gotthard Günther (1900-1984)«. In: Jahraus, Oliver (Hg.): *Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler, J B, S. 280-283.
- Renn, Joachim (2006): *Übersetzungsverhältnisse. Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie*. Weilerswist: Velbrück.
- Schneider, Wolfgang Ludwig (1992): »Hermeneutik sozialer Systeme – Konvergenzen zwischen Systemtheorie und philosophischer Hermeneutik«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 21(6), S. 420-439.
- Schneider, Wolfgang Ludwig (1995): »Objektive Hermeneutik als Forschungsmethode der Systemtheorie«. In: *Soziale Systeme*, 1(1), S. 129-152.
- Schütz, Alfred (1957): »Das Problem der transzendentalen Intersubjektivität bei Husserl«. In: *Philosophische Rundschau* 5, S. 81-107.
- Spencer-Brown, George (1997): *Laws of Form. Gesetze der Form*. Lübeck: Bohmeier.

- Vogd, Werner (2004a): »Ärztliche Entscheidungsfindung im Krankenhaus«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 33(1), S. 26-47.
- Vogd, Werner (2004b): *Ärztliche Entscheidungsprozesse des Krankenhauses im Spannungsfeld von System- und Zweckrationalität. Eine qualitativ rekonstruktive Studie unter dem besonderen Blickwinkel von Rahmen (frames) und Rahmungsprozessen*. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Forschung.
- Vogd, Werner (2005a): »Komplexe Erziehungswissenschaften jenseits von empirieloser Theorie und theorieloser Empirie. Versuch einer Brücke zwischen Systemtheorie und rekonstruktiver Sozialforschung«. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaften* 8, S. 112-133.
- Vogd, Werner (2005b): *Systemtheorie und rekonstruktive Sozialforschung*. Opladen: Barbara Budrich.
- Vogd, Werner (2007): »Empirie oder Theorie? Systemtheoretische Forschung jenseits einer vermeintlichen Alternative«. In: *Soziale Welt* 58(3), S. 295-322.
- Vogd, Werner (2011): *Systemtheorie und rekonstruktive Sozialforschung - eine Brücke*. 2. Auflage. Leverkusen: Barbara Budrich.
- Vogd, Werner (2014): *Von der Physik zur Metaphysik. Eine soziologische Rekonstruktion des Deutungsproblems der Quantentheorie*. Weilerswist: Velbrück.
- White, Harrison C. (1981): »Where do markets come from?«. In: *The American Journal of Sociology*, 87(3), S. 517-547.
- White, Harrison C. (2008): *Identity and Control: How Social Formations Emerge*. Princeton: Princeton University Press.
- White, Harrison C./Fontevilla, Jorge (2011): »Order at the Edge of Chaos. Meanings from netdom switchings across functional systems«. In: *Sociological Theory* 29(3), S. 178-198.
- Willke, Helmut (1994): *Systemtheorie II: Interventionstheorie. Grundzüge einer Theorie der Intervention in komplexe Systeme*. Stuttgart/Jena: Gustav Fischer.
- Willke, Helmut (1995): *Systemtheorie III: Steuerungstheorie. Grundzüge einer Theorie der Steuerung komplexer Sozialsysteme*. Stuttgart/Jena: Gustav Fischer.
- Zill, Rüdiger (2005): Zaungast, der Etikette nach. In: *Frankfurter Rundschau* 7.12.2005. <http://www.fr-online.de/literatur/ruediger-zill-zaungast--der-etikette-nach,1472266,2731932.html> (zuletzt aufgerufen am 29.5.2013).

Anschrift:

Till Jansen
Wittener Institut für Familienunternehmen
Universität Witten/Herdecke
Alfred-Herrhausen-Str. 50
D-58448 Witten
till.jansen@uni-wh.de